

Leseprobe aus:

Robert Skuppin, Volker Wieprecht

Das Lexikon der verschwundenen Dinge



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

Vorwort 13

Aufmerksamkeit, höchste 17

Autos: Ente, Käfer und R4 22

Biese, Stützwäsche, Kummerbund et al. 26

Bonanza 31

Brieffreunde 36

Compact Cassette 40

Cowboys 48

Don Kosaken Chöre 52

Dunkelkammer, Polaroid, Blitzwürfel etc. 56

Duschhaube 60

Ehre 62

Einkaufsnetz 66

Eisblumen 68

Eumel und Gilb 70

Fernsehunterhalter, große 73

Filterkaffee 80

Flugticket 83

Friedensbewegung 86

Glühbirne 90

Grenzen 94

Haare 98

Hackbraten 103

Heiratsschwindler 106

Helden 112

Herrenhandtasche 116

Hi-Fi 122

Honecker, Margot 127

Hütchenspieler 132

Iih, Pudel! 135

Jo-Jo 141

Kaugummiautomaten etc. 144

Kavalier 149

Klosteine 150

Knasttränen 155

Lebertran 159

Mehrheit, absolute 163

Missionarsstellung 166

Modellbau 169

Mofa 172

Nähmaschine 177

Nichtschwimmerbadehose 182

Oooh, ein Telegramm! 185

Partykeller 190

Paternoster 193

Pillhuhn 196

Pioniere, Junge 198

Popper 204

Postfiliale 208

Pudel ↗ liih, Pudel!

Q 210

Raucher 214

Samisdat 219

Schrankwand 222

Schreibmaschine 226

Senioren 229

Sexbombe 231

Slime 234

Stopfpilz 237

Taschenrechner 240
Telefonzelle 243
Telegramm ↗ Oooh, ein Telegramm!
Teppichklopfer 245
Trimm-dich-Pfad 247
Trockenshampoo 252
Tropfkerze, Flokati, Makramee 254

Unerreichbarkeit 259

Verlobung 264

Witze 267

X 269

Yps 272

ZDF-Hitparade 277
Zylinder 282

Vorwort

Der Magier David Copperfield hat einmal die Freiheitsstatue in New York verschwinden lassen. Das Publikum war hinreichend verblüfft, wenn nicht gar geschockt. Weiße Kaninchen, bunte Tücher oder hier und da mal eine knapp bekleidete Dame – das mag ja noch angehen. Aber 225 Tonnen Eisen, Kupfer und Gedöns? Das war allerhand. Verschwunden ist bei vielen dennoch die Erinnerung daran, wann das war. 1985.

Bleiben wir doch gleich mal bei diesem beliebigen Jahr. Fast ein Vierteljahrhundert liegt es jetzt zurück, ein Ozean vergessener Ereignisse. Sie sind verschwunden, nicht wirkungslos, aber perdu. In der Erinnerung ist, je nach persönlicher Interessenlage, mal dies, mal jenes geblieben: Knauserige Autofahrer, die zwischen Freiburg und Genf pendeln, werden grummelnd des 1. Januars 1985 gedenken, des Tages, an dem die Schweiz die Autobahngebühren für Pkws einführte. Wer heute gern die durchweg gutaussehenden jungen Fahrerinnen in den SUVs russischer Oligarchen bestaunt, erinnert sich vielleicht an den 11. März 1985: Michail Gorbatschow wurde zum Generalsekretär der KPdSU gewählt. Krimifreunde erlebten einen unvergeßlichen 11. Juni: Auf der Glienicker Brücke fand ein Austausch von Agenten statt. Vier aus dem Osten gegen fünfundzwanzig aus dem

Westen, also zu einem Wechselkurs von, großzügig gerechnet, 1:6. Sportsfreunde hingegen nehmen eher den 7. Juli desselben Jahres ins Visier: Ein Leimener wird mit siebzehn jüngster Sieger beim Grand-Slam-Turnier von Wimbledon. Später wird Boris Becker ein beachtliches Talent entwickeln, öffentlichkeitswirksam den tapsigen Bibabummsbären zu geben und dabei durch Besenkammern und Gerichtssäle zu stolpern.

Ereignisse entfalten also Wirkungen, die von Historikern und Zeitzeugen rekapituliert werden können. Die Vergangenheit spricht Bände. Der Band über Dinge, die verschwunden sind oder zu verschwinden drohen, mußte aber noch geschrieben werden. Zuviel ist uns allein schon in diesem Leben abhanden gekommen, das nicht unerwähnt bleiben darf. Dazu war es uns, wie das Telegramm (↗ Oooh, ein Telegramm!), zu lieb und zu teuer. Mit Ausnahme des Pudels (↗ Iiih, Pudel!), der erfreulicherweise gerade mal keine Konjunktur hat, nicht en vogue, also außer Mode und fast verschwunden ist. Das mag sich ändern.

Selbst Produkte haben ja ihre Zyklen. Nehmen wir nur das widerliche ↗ Slime, das in unseren Kinderzimmern von der Wand troff. Es mag als grausilbriges Alien-Blubber in der Technotonne wiederkehren, für uns ist es nicht dasselbe und schon gar nicht das gleiche.

Viele der hier beschriebenen Dinge und Phänomene haben Phasen unseres Lebens geprägt und begleitet, die die Autoren für den geneigten Leser vollkommen uneigennützig noch einmal durchlebt haben. Verstehen Sie

dieses Buch also bitte als eine behagliche Tauchfahrt zum Atlantis Ihrer und unserer jüngeren Schaffensperiode. Als eine Expedition ins mythische Walhall, die Rauf- und Saufkammer nordischer Kämpfer, die jene Schlacht verloren, in der wir alle eines Tages vernichtend geschlagen werden: das Leben.

Danken möchten wir denen, die mit uns gerungen haben, sich die – falls noch vorhanden – Haare rauften auf der Suche nach schwer Greifbarem: den verschwundenen und verschwindenden Dingen. Bei Bier und Wein flossen viele Tränen, kamen traumatische Kindheitserinnerungen wieder hoch, wurde aber auch viel gelacht. Das ↗Yps-Gimmick, die ↗Schreibmaschine und die ↗Compact Cassette hinterließen klafertiefe Narben im kollektiven Erfahrungsgewebe, verlorene ↗Ehre wiederzufinden erwies sich als weitaus schwieriger. Und das ist auch gut so. Einem der letzten großen ↗Heiratsschwindler dieser Republik zu begegnen war äußerst beglückend. ↗Eisblumen weinten wir zwei, drei, dem ↗Lebertran nicht eine ↗Knastträne nach.

Nicht alle Dinge, mit denen wir uns im folgenden beschäftigen, sind für immer und ewig weg. Verschwunden bedeutet unserer Meinung nach, daß wir und andere sie aus den Augen verloren haben und ihre Bedeutung im Vergleich zu früher nachgelassen hat. Ob das so ist, darüber kann man sicherlich im Einzelfall streiten, aber lieber ein Nachruf zu früh, als daß etwas ehemals Bedeutendes unbemerkt entfleucht! Das wäre wirklich traurig.

Ach, übrigens: Copperfield hat die Freiheitsstatue damals auch wieder erscheinen lassen – klar, sonst wäre sie ja bis heute weg! Wieder erklang höflicher Beifall, aber bei weitem nicht so tosend wie bei ihrem Verschwinden. Abschied ist eben ein scharfes Schwert ...

Berlin, im Januar 2009

Aufmerksamkeit, höchste Unlängst wurden wir im Rahmen eines Kongresses in einen Vortragssaal gespült. Auf dem Stillen Portier* hatten wir das Thema gesehen: irgendwas mit Medienkonsum und Aufmerksamkeitsdefiziten. Wir haben's vergessen. Der Saal war gut gefüllt, vielleicht hundertfünfzig Leute. Alle fummelten an ihren Handys rum. Erst, um ihnen liebkosend noch eine Nachricht abzutrotzen, dann, um sie auszuschalten. So, wie die Videobeamer es ihnen befahlen. Die Besetzung des Podiums kam uns ausgesprochen üppig vor: Für das dreißigminütige «Panel» waren ein sogenannter Keynotespeaker, drei Diskutanten und ein Moderator einbestellt worden. Jeder Atemzug des jeweils Sprechenden wurde anders bebildert. Langeweile schienen die Veranstalter zu fürchten wie der aktive Alkoholiker die Trockenheit.

Folgende Fetzen des Vortrags haben wir ohne Notizen behalten: Mehr als ein Drittel der Snowboarder sind älter als fünfunddreißig Jahre. (Nutzloses Wissen. Keine Ahnung, in welchem Zusammenhang das gesagt wurde.) Wir leben in einer «Snack Culture», in der alles ad hoc konsumierbar sein muß. (Wußten wir schon. Sind ja

* Haben Sie es bemerkt? Stille Portiers – also Wegweiser durch Vorderhäuser, Hinterhäuser, Seitenflügel und dazugehörige Etagen – verschwinden auch ...

selber stets hungrig!) Die durchschnittliche Zeitspanne, in der man in der heutigen Arbeitswelt unbehelligt und konzentriert arbeiten kann, beträgt genau drei Minuten. Drei Minuten, bis wieder das Telefon klingelt, ein Kollege Sprechdurchfall entwickelt, eine E-Mail oder SMS eintrifft. (Das kann wohl für Nachtwächter und Fließbandarbeiter nicht gelten. Für welche Berufsgruppen aber dann? Bestimmt wieder diese egomanischen Werber.) Der Reichtum an Information generiert einen Mangel an Aufmerksamkeit. (Klingt wie eine tiefe Einsicht.) Der glatzköpfige Trendforscher unterbrach seine Ausführungen immer wieder mit dem gehetzten Hinweis, daß er die Wirklichkeit aufgrund der gebotenen Kürze nicht erschöpfend beschreiben könne. Geschätzte fünfzehn Prozent seiner Redezeit dienten diesen Entschuldigungen.

Die Art und Weise des Vortrags spiegelte das Problem: Immer häufiger fehlt uns die Konzentrationsfähigkeit, zerstört die Informationsexplosion die notwendige Sammlung. Liegt es an den Umständen, haben wir einfach zuviel um die Ohren? Ist die Welt so aus den Fugen geraten, daß wir uns nicht mehr mit höchster Aufmerksamkeit ganz einer Sache widmen können?

Nehmen Sie bitte mal zum Vergleich die beiden wahrscheinlich letzten Universalgenies deutscher Provenienz: Leibniz und Goethe. Von der Erhabenheit des letzteren wurden wir spätestens 1982 durch die «Goethe-Latte», ein Werk des Künstlers Georg Herold, überzeugt: Auf einen zwei Meter langen Holzstab schrieb Herold «Goe-

the» und stellte daneben einen sechzig Zentimeter kurzen Holzstummel mit der Aufschrift: «irgendein Scheißer».

Sie, werter Leser, gleichen also eher diesem Stöckchen. Und obwohl Ihr literarisches Werk wesentlich weniger Platz im Regal einnehmen dürfte als das Johann Wolfgang, Ihre Libido mit achtzig auch nur noch pillengesteuert rege und Ihre Barschaft nebst Titel unbedeutender sein wird als die des Meisters, sind Sie Goethe doch haushoch überlegen – eine Erkenntnis, die Hans Magnus Enzensberger geschuldet ist. Die Herausforderungen in Goethes Alltag bestanden nämlich – technisch gesehen – maximal in der Frage: Wie verdünne ich an meinem Federkiel getrocknete Tinte? Sie hingegen müssen Wäscheetiketten identifizieren und das Bügeleisen entsprechend einstellen, Software installieren und optische Signale auf Ihren Armaturen deuten können, was ein rudimentäres Verständnis der Geräte selbst voraussetzt. Die Diversifikation der Welt ist eine Last, für jeden von uns.

Jetzt zu Leibniz. Allein die Rekapitulation seines Vornamens erfordert Sammlungskräfte. Harald ist falsch. Keks auch. Gottfried Wilhelm hieß er. (Mit soviel Ballast hatte Goethe eben erst gar nicht zu kämpfen. Der wußte sofort und ganz akkurat: geboren 1646 in Leipzig, gestorben 1716 in Hannover.) Ein Mann, der Pläne für Unterseeboote ebenso leicht ersann wie das Dualsystem und die Monadenlehre. Ein Pfundskerl, der wohl der letzte Mensch auf diesem Planeten war, der mit einer vier Kilo

schweren Lockenperücke nicht lächerlich wirkte. Einer, der morgens aufstand und schon so viele Ideen hatte, daß er wußte, der Tag würde wieder nicht reichen, sie alle aufzuschreiben oder gar umzusetzen. Einer, für den die Welt noch einfach war: Es gab Gott und das Nichts. 1 und 0. Gott war alles, und nichts war eben nichts. Der Rest war von Gott gemacht und entwickelte sich mehr und mehr auf ihn hin, garantiert durch die Bauart des Universums, das aus Monaden besteht, beseelten unteilbaren Entitäten, die körperlich wie psychisch sein können und aufeinander einwirken, selbst aber nur ohnehin schon vorbestimmte Initiativen zu ergreifen in der Lage sind. (Wenn Sie es nicht sofort verstanden haben, mangelt es Ihnen keineswegs an Aufmerksamkeit. Sie müssen es einfach nur noch sechsmal lesen.) Da fühlt es sich doch sicher gut an, eine so begabte Monade wie Leibniz zu sein. Da kann man dann auch schon mal ein Konvolut von fünfzehntausend Briefen hinterlassen, so voll im Bewußtsein der Einzigartigkeit.

Der Schlüssel zur schier monströsen Produktivität des Mannes scheint uns seine Gelassenheit zu sein. Gelassen ist das Gegenteil von neurotisch. Und neurotisch bedeutet: jedem Gefühl, jedem Gedanken Raum zu geben, jeder Begehrlichkeit hinterherzurennen. Ich will ein Haus, einen Dokortitel, neue Socken, die leckereren Nudeln, günstigere Telefontarife, lieber nicht noch mal nach Apulien, der Typ dort ist aber viel netter als der, den ich gestern kennengelernt habe, und die Frau hier hat ungeahnt große Brüste – Hilfe! Den ganzen lieben langen Tag

läßt uns das Feuerwerk von Das-will-ich! und Das-will-ich-nicht! erbeben. Bei dem Warenangebot mehr denn je. Alles nicht schlimm. Nur viel zuviel, um sich auf die wirklich wesentliche Frage zu besinnen: Warum konzentrieren wir uns mehr auf die Zerstreung als auf die Sammlung? Denn das heißt Konzentration: seine Geisteskräfte bündeln, um den Zustand höchster Aufmerksamkeit zu erreichen.

Nur mal so am Rande erwähnt, wie das gehen kann: Buddha saß drei Wochen lang Tag und Nacht unterm Buddhabaum. Der tibetische Mönch Gendün Rinpoche verbrachte gar dreißig Jahre in völliger Zurückgezogenheit. (So belanglos können seine Erfahrungen nicht gewesen sein, die ihn dort hielten. Und er hatte nicht mal ein Buch dabei.) Wem das zu exotisch – weil asiatisch – ist: Der französische Philosoph und Mathematiker Blaise Pascal formulierte schon vor 1670, dem Jahr, in dem seine Lose-Zettel-Sammlung posthum und geordnet unter dem Titel «Pensées» (Gedanken) veröffentlicht wurde, Überlegungen, mit denen man – mit ein bißchen Konzentration – weit kommen kann. Gedanke Nummer 1: «Wir rennen unbekümmert in den Abgrund, nachdem wir irgend etwas vor uns hingestellt haben, das uns hindern soll, ihn zu sehen.» Um diese Sichtblende zu finden, müssen Sie sich voll und ganz auf den Gedanken Nummer 2 verlassen: «Ich habe entdeckt, daß das ganze Unglück der Menschen daher rührt, nicht imstande zu sein, in Ruhe in einer Kammer zu verharren.» Das meint keinesfalls den griesgrämigen Rückzug aus einer abscheu-

lichen Welt. Es ist vielmehr eine Einladung, den inneren Reichtum zu entdecken.

Kurz: Machen Sie hin und wieder ruhig mal eine Informationsdiät. Lassen Sie sich nicht Ihre Sinne zumüllen. Neugier ist auch nur eine Form von Eitelkeit. Meistens will man etwas nur erfahren, um darüber sprechen zu können. Als könne man der ganzen Welt habhaft werden. Übrigens auch ein Gedanke von diesem Erfinder der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Wie hieß er doch gleich? Na, egal, einer von uns wird schon noch drauf kommen . . .

Status: stark nachlassend.

Autos: Ente, Käfer und R4 Natürlich existieren immer noch Autos, und wahrscheinlich wird es sie noch lange geben. Aber «echte» Automobile sind von den Straßen fast verschwunden. Das waren laute, stinkende Gefährte, die zwar nicht den Luxus moderner Fahrzeuge bieten konnten, doch dafür blieben sie nie wegen defekter Bordelektronik liegen. Wie auch? Sie hatten ja keine!

Autos werden heute an Computern konstruiert, sie haben atemberaubende c_w -Werte, minimale Spaltmaße und Anzeigeninstrumente wie ein Airbus A 320 – nur: Schön sind sie nicht. Kein Wunder also, daß Autodesigner mittlerweile den Retro-Look kultiviert haben. VW bietet mit dem New Beetle eine Neuauflage des Volks-

wagen-Klassikers schlechthin, des Käfers, den Mini gibt es seit 2001 im Design von BMW, und Fiat konnte jüngst mit seiner Coverversion des Fiat 500 einen gigantischen Verkaufserfolg landen.

Inmitten des trostlosen Einheitsdesigns moderner Autos fallen diese pseudoklassischen Karossen natürlich positiv auf, doch an die Originale reichen sie nicht heran. Der echte Käfer hatte 34 PS, den typischen Boxer-Motor-Sound und keine Tankanzeige. Es gab dennoch ein untrügliches Anzeichen dafür, daß der Sprit bald alle war: Im Käfer verbreitete sich ein impertinenter Benzingerank. Dann mußte man den Benzinhahn umlegen und hatte noch knapp fünf Liter zum Weiterfahren. Im Winter funktionierte die Heizung schlecht, und ständig beschlug die Scheibe. Doch man fühlte noch, daß man in einem Fahrzeug saß und sich bewegte. In heutigen Autos mit ihren klinisch sauberen Sitzen kommt man sich eher vor wie in einer Zahnarztpraxis. Es wimmelt nur so von High-Tech-Instrumenten, und wo einst Zigarettenanzünder glühten, leuchten heute Navigationssysteme vor sich hin. Die sind auch notwendig, denn wer würde einem Porsche-Cayenne-Fahrer schon freiwillig den Weg erklären? Nicht mal die Birne im Frontscheinwerfer kann man mehr selbst wechseln. Bei der Ente dagegen war sogar der Austausch eines Kotflügels ein Kinderspiel.

Der 2CV von Citroën wurde 1934 unter folgender Vorgabe für die Ingenieure entwickelt: «Entwerfen Sie ein Auto, das Platz für zwei Bauern in Stiefeln und einen Zentner Kartoffeln oder ein Fäßchen Wein bietet,



Als Zulieferer für Abdeckereien lange das bevorzugte Gefährt: der VW 1300 P, der bis zu zehn Pferde schieben konnte.

mindestens 60 km/h schnell ist und dabei nur drei Liter Benzin auf hundert Kilometer verbraucht. Außerdem soll es schlechteste Wegstrecken bewältigen können und so einfach zu bedienen sein, daß selbst eine ungeübte Fahrerin mit ihm zurechtkommt. Es muß ausgesprochen gut gefedert sein, so daß ein Korb voll Eier eine Fahrt über holprige Feldwege unbeschadet übersteht.» Die ersten Prototypen hatten 1939 nur einen Scheinwerfer und keinen Anlasser, sie mußten mit der Hand angekurbelt werden. Der damalige Citroën-Chef sah darin kein Problem: «Das Auto ist für Bauern gedacht, und die sind alle verheiratet und haben eine Frau, die die Kurbel betätigen kann.»

Die Ente wurde zum Kultmobil. Das Fahren damit

war immer ein Abenteuer, kaum ein anderes Auto neigte sich dermaßen stark in den Kurven, und es ging das Gerücht, Citroën schenke demjenigen ein neues Fahrzeug, dem es gelingen sollte, den 2CV umkippen zu lassen. Die Ente fürchtete sich vor keinem Elchtest.

Nicht ganz so rustikal war der ebenfalls aus Frankreich stammende R4. Auch bei ihm wurden die Gänge mit der inzwischen legendären Revolverschaltung eingelegt. Konzipiert als Fünftürer, hatte er ein enormes Platzangebot – weder Käfer noch Ente konnte da mithalten – und war vor allem für Familien attraktiv. Wie die Ente wurde er später zum Lieblingsauto der Studenten, wobei Geisteswissenschaftler eher zum 2CV neigten, Naturwissenschaftler zum R4. Der hängte die Ente tempomäßig zwar locker ab, rostete allerdings auch schneller.

Der R4 war derart konsequent schlicht und praktisch gestaltet – Kritiker sprachen von der «höchsten Evolutionsstufe des Regenschirms» –, daß Renault ihn in der Werbung gar zum ersten wartungsfreien Auto erklärte. Dies stiftete Verwirrung: Gemeint war das Kühlsystem, die Käufer verstanden es anders. Viele R4 sahen deshalb eine Werkstatt erst, als es zu spät war.

Ohne Markenlogos könnte man einen Großteil der heutigen Autos kaum voneinander unterscheiden. R4, Ente und Käfer waren sogar aus der Entfernung eindeutig zu erkennen. Man wußte selbst dann, in welchem der drei Autos man gerade fuhr, wenn man die Augen schloß. Das allerdings sollte man nach wie vor besser

bleibenlassen, zumindest solange man hinterm Steuer sitzt.

Status: aus den Augen, aber nicht aus dem Sinn . . .

Biese, Stützwäsche, Kummerbund et al. Reden wir nicht über Stoffe, Schnitte, Materialien, Moden oder Formen. Reden wir über Schlimmeres. Reden wir über die Wäsche unserer Großmütter. Kein schönes Thema, wenn man an die Leinen denkt, auf denen Oma ihre Leibtücher trocknete. Ein fleischfarbenes Meer aus synthetischen Fasern, die nicht etwa im Wind wehten wie feine Seide, sondern hin und her schwankten wie Bretter. Büstenhalter wie Fallschirme, Mieder, die aussahen wie die Eiserne Jungfrau, Stützwäsche, die der Fabrikation eines sadistischen Orthopäden entsprungen zu sein schien. Es waren harte Schilde, die vermuten ließen, daß Omas Fleisch Blasen, Beulen oder Buckel bildete, die im Zaum gehalten werden mußten. Hier probte die Textilindustrie im verborgenen, was später Polizisten bei Demos schützen sollte: Exoskelette, Panzerplatten, Knochenschutz.

Heute sieht man in den Sportclubs, die morgens die Rentner verbilligt an die Geräte lassen, nur noch ältere Herrschaften, die entweder in gestreiften Leggings oder legeren Stoffzelten auflaufen. Letzteres vor allem, wenn die Kultivierung von Speck klammheimlich zum Lebensinhalt geworden ist. Gequetscht, gepreßt oder ver-